

Lichtenberg-
Jahrbuch
2008

UNIVERSITÄTSVERLAG WINTER HEIDELBERG

Lichtenberg-Jahrbuch 2008





„Horst Janssen und Lichtenberg – Zwei mir bekannte Personen“, 20. September 1988. Signiert und datiert: hier Probedruck außerhalb der Auflage von 100 Exemplaren. Plattengröße der Radierung: 21 x 14,8 cm. Hamburg: Verlag St. Gertrude.

Lichtenberg-Jahrbuch 2008

Begründet von Wolfgang Promies †

Herausgegeben im Auftrag der
Lichtenberg-Gesellschaft

von Ulrich Joost
und Alexander Neumann
in Verbindung mit
Bernd Achenbach und Heinrich Tuitje

Universitätsverlag
WINTER
Heidelberg

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet
über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Für die finanzielle Unterstützung bei der Drucklegung vorliegenden Jahrbuchs sind die Herausgeber vor allem den *Kulturämtern von Darmstadt und Ober-Ramstadt* zu großem Dank verpflichtet. Sie danken allen Bibliotheken, Archiven und privaten Besitzern für die freundlichst erteilte Erlaubnis zur Wiedergabe der in ihrem Besitz befindlichen Originale.

Manuskripte, Sonderdrucke und Bücher sind erbeten an die Redaktionsanschrift:

*Lichtenberg-Forschungsstelle
Technische Universität Darmstadt
Institut für Sprach- und Literaturwissenschaft
Hochschulstraße 1
64289 Darmstadt*

Redaktion:

*Ulrich Joost
Alexander Neumann
Heinrich Tuitje*

ISBN 978-3-8253-5491-6

ISSN 0936-4242

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt
insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die
Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2008 Universitätsverlag Winter GmbH Heidelberg

Imprimé en Allemagne · Printed in Germany

Gesamtherstellung: Memminger MedienCentrum, 87700 Memmingen

Gedruckt auf umweltfreundlichem, chlorfrei gebleichtem
und alterungsbeständigem Papier

Den Verlag erreichen Sie im Internet unter:

www.winter-verlag-hd.de

Inhalt

Heinrich Detering: „So könnte die Welt untergehen“ (K 334). Ökologie und Literatur im 18. Jahrhundert	7
Jürgen Jahnke: „I have been a littly busy in Psychology“. Lichtenberg und die Psychologie an der Georgia Augusta	21
Axel Wittmann: „Er habe selbst nicht gewußt, daß er so viel wisse“. Tobias Mayer und seine Bedeutung für Lichtenberg und die Astronomie in Göttingen	41
Hansotto Reiber: Von Lichtenbergs „Gespenst“ zur Emergenz der Qualität. Die neurobiologische Hirn-Geist-Diskussion im Licht der Komplexitätswissenschaft	65
Thomas Stölzel: „Weder leugnen noch glauben“ (L 18). Lichtenbergs Denk- und Erkenntnisstile in der Philosophischen Praxis. Skizze zu einem Forschungsvorhaben	95
Horst Gravenkamp: Zu Lichtenbergs Sudelbucheintragung L 708	101
Peter Brosche: Datum und Sonnenaufgang in Göttingen	109

Neue Quellen, kleinere Beiträge und Miszellenaneen

Bernd Achenbach: Kleines Kuriosum: Lichtenbergs „Hogarth“ in alter Abschrift	119
Wilfried Lagler: Die Professoren Lichtenberg und Kästner aus der Sicht des Göttinger Studenten Heinrich Poppe	125
Arlette Kosch: Eine Reise-Chaise für den niederländischen Gelehrten und Politiker Petrus Camper. Bestellung, Herstellung und Lieferung eines Frankfurter Reisewagens im ausgehenden 18. Jahrhundert	133
Alexander Ritter: „Ich mögte bey dieser Auction selbst in Hamb. seyn können, und ein paar tausend Mark in der Tasche haben“. Geschäftsbriefe des ‚freien Schriftstellers‘ Johann Gottwerth Müller (gen. von Itzehoe) an seine beiden letzten Verleger Friedrich Wilmans (Bremen) und Johann Friedrich Hammerich (Altona) zwischen 1802 und 1814	153
Hans-Georg Joost und Ulrich Joost: „Ich bin über die Wirkung einer so kleinen Quantität Saltz erstaunt“. Lichtenbergs Korrespondenz mit Ferdinand Wurzer über die Wirkung von ‚Potasse muriatique oxygenée‘	177

Forum

Friedemann Spicker: Die deutsche Aphorismusforschung seit 1990. Ein Forschungsbericht (I)	189
---	-----

Rezensionen

Stefan Kaszyński über Friedemann Spicker: Kurze Geschichte des deutschen Aphorismus	231
Friedemann Spicker über Jan-Steffen Mohr: Epigramm und Aphorismus im Verbund	236
Ulrich Joost über Georg Christoph Lichtenberg: Sudelbücher	240
Dirk Sangmeister über Gero von Wilpert: Deutschbaltische Literaturgeschichte	241
Dirk Sangmeister über Friedrich Christian Laukhard: Leben und Thaten des Rheingrafen Carl Magnus und Richard Wilhelm: Friedrich Christian Laukhard 1757-1822	245
Dirk Sangmeister über Michael Ludscheidt (Hrsg.): Aufklärung in der Dalbergzeit	246
Dirk Sangmeister über Julia A. Schmidt-Funke: Karl August Böttiger . . .	248
Dirk Sangmeister über Bernhard Struck: Nicht West – nicht Ost	252
Udo Wargenau über Dieter Lohmeier (Hrsg.): Heinrich Christian Boie . .	257
Verzeichnis eingegangener Bücher sowie einiger anderer bemerkenswerter Neuerscheinungen	263
Siglen und Abkürzungen	265
Die Autoren des Jahrbuchs	267
In eigener Sache: Über die Lichtenberg-Gesellschaft	269

Heinrich Detering

„So könnte die Welt untergehen“ (K 334) Ökologie und Literatur im 18. Jahrhundert

Wenn Albrecht von Haller, einer der angesehensten Gelehrten der jungen Göttinger Universität und Gründervater ihrer Akademie der Wissenschaften, in seinem großen „Alpen“-Gedicht im Jahr 1729 die Natur rühmt, dann ist noch alles in Ordnung. „Des Frühlings Augen-Lust weicht nützlicherm Vergnügen“, „zu seinem Nutzen“ kleidet das frische Grün das Hochgebirge; und wie Schönheit und Nutzen, so stehen auch Naturgesetz und Moral in schönem und unerschütterlichem Einklang. Ein freies Volk auf freiem Boden sind die Schweizer, denn „der Himmel hat dies Land noch mehr geliebet, / Wo nichts, was nötig, fehlt und nur, was nützt, blüht“. Mit einem Wort: „Hier herrscht die Vernunft, von der Natur geleitet“. Stabil und unveränderlich zeigt sich, was mit der einfachsten und triftigsten Architekturmetapher der „Bau der Welt“ heißt. Triumphierend sieht Haller den Neid, mit dem der politisch unfreie Franzose auf dieses Paradies eines gesellschaftlichen Natur-Zustandes blicken muss: „O Reichtum der Natur! verkriechet euch, welsche Zwerge: / Europens Diamant blüht hier und wächst zum Berge!“¹

Vernunft und Natur, Nutzen und Vergnügen im schönen, vom Schöpfer prästabilierten Einklang sind um dieselbe Zeit auch Gegenstand einer Naturpoesie, die sich einerseits nachdrücklicher als Hallers Lehrdichtung im frommen Dienst des Schöpfers, andererseits aber auch sehr viel reflektierter in der Auseinandersetzung mit der zeitgenössischen Wissenschaft begreift: als Naturdichtung nach Descartes und, vor allem, nach Newton. Im monumentalen Lebenswerk seines „Irdischen Vergnügens in Gott“ hat Barthold H(e)inrich Brockes von 1721 bis 1748, in neun umfangreichen Bänden und in unerschöpflicher Variationskraft, immer von Neuem Physikotheologie als Physikoteleologie betrieben. Resümiert wird ihr Grundgedanke in Versen wie diesen, aus einem mehr als hundert Verse langen Gedicht auf „Die Rosen“:

Großer Gott! hier seh' ich Spuhren,
Wie Du Deine Creaturen
Hier vergnügen kannst und willst.
Hast Du, schon auf dieser Erden,
So viel Wunder lassen werden,
Sie mit solcher Pracht erfüllt;
Was muß Du für Schätz' und Gaben,
Unsern Geist noch mehr zu laben,
Nicht in Deinen Himmeln haben!²

Alles irgend Anschaubare bestätigt diesen Grundsatz, das den Augen Wahrnehmbare ebenso wie die mikro- und makrokosmischen Welten, die neuerdings durch Mikro- und Teleskop zugänglich geworden sind. Weniger als ein Jahrhundert zuvor noch hat die Natur sich vor allem als Ort bedrohlicher Wildnis gezeigt, als *locus horribilis*, in dem sich die durch den Sündenfall versehrte Welt gleichsam im Rohzustand zeigt. Dies alles, so hatte Gryphius am Ende seines „Einsamkeits“-Sonetts inmitten einer fiktiven Naturlandschaft aus Tod, Verwesung und wucherndem Verfall resümiert, „ist schön und fruchtbar mir, der eigentlich erkannt / Daß alles ohn’ ein Geist, den Gott selbst hält, muß wanken“. Der eschatologische Ausblick, der bei Gryphius hinweggetröstet hat über das irdische Jammertal, überbietet bei Brockes nun lediglich noch, was bereits die sichtbare, hörbare, fühl- und riechbare Schöpfung der sinnlichen Empirie, der betrachtenden Vernunft und dem mit ihr einigen, in ihr begründeten Glauben an Herrlichkeiten darbietet. Beinahe erscheint sie selbst schon als Erfüllung aller Heilshoffnungen; das Brockes’sche Herz, das ausgeht und Freude sucht an seines Gottes Gaben, *findet* sie nicht nur in dieser lieben Sommerszeit, sondern kann sich, im Unterschied selbst zu Paul Gerhardt, eigentlich auch völlig damit begnügen.

Nicht mehr nur als Zeichen der Negation erscheint die Natur, als melancholisch betrachtetes Stückwerk und Trümmerfeld, auch nicht als ein auf jenseitige Signifikate verweisendes System von Signifikanten, sondern als frohe Botschaft der bereits hier und jetzt bestehenden Eintracht von betrachtendem Menschen und betrachteter Schöpfung, deren Bestand und Harmonie der jenseitige Schöpfer lediglich noch zu sichern hat. Zwanglos ergibt sich aus dem als solches ernst genommenen Einzelnen und Besonderen die allegorische Übertragung, deren Abstraktion der entzückte Empirist – auch hier im genauen Gegensatz zu seinen barocken Vorgängern – sonst scheut. „Du scheinst“, ruft er der in dreißig Versen beschriebenen Ameise zu, „wie sehr mir auch vor der Vergleichung graut / Uns zum belehrenden Exempel vorgestell’t. / Die Ameis’ ist der Mensch, der Garten ist die Welt“.³

Dieser Welt-Garten, dessen verkleinertes Abbild der Hamburger Nutz- und Ziergarten des Ratsherrn Brockes darstellt, ist zwar nicht in seinen tages- und jahreszeitlich wechselnden Anblicken, wohl aber in seinem Wesen unveränderlich, weshalb dieses Wesen (wie bei Haller) am einfachsten in Architekturmetaphern zu erfassen ist. Wie bei Gellert die Himmel des Ewigen Ehre rühmen, der sie „so herrlich aufgestellt“ hat, so erscheint im Mikrokosmos des Brockes’schen Gartens „das schönste Weltgebäude“.

Die Einsicht in die fortwährende Veränderung, die Unbeständigkeit aller Dinge, die auch hier als Beunruhigungspotenzial noch wirksam bleibt, wird in Bildern geschlossener *Kreisläufe* auf- und abgefangen, als eine Balance aller Wesen, die von Gott geschaffen und gehalten, ja womöglich am Ende panentheistisch mit ihm wesensgleich sind. So erscheint das „Weltgebäude“ zugleich als prästablierter, „unverrückter“ „Wechsel-Zirckel“.⁴ Ein Anschauungsbeispiel findet Brockes’ Empirismus etwa auf dem spätsommerlichen Getreideboden (im Gedicht „Der Korn-Boden“):

Welch ein Bewunders-wehrter Cirkel! Was, nach so emsigen Bemühen,
Der Landmann in dem Stand gewesen, dem Schooß der Erden zu entziehen, [...]
Wird alles wiederum getrennt, vermischt, und größtentheils der Erden,
Zur abermahligen Bereitung von neuem einverleibet werden,
Um, nach der wunderbaren Ordnung, in allen uns bekannten Dingen,
In seinem *unverrückten Wechsel*, den *grossen Kreis-Lauf* zu vollbringen.⁵

Der große Kreislauf: Gegenüber der statischen Architekturmetaphorik bereitet sich hier ganz leise schon etwas Neues vor. Architektur- und Kreislauf-Metapher zusammen ergeben folgerichtig die dritte Leitmetapher eines mit der Zeit einem beständigen Wechsel unterworfenen, gerade darin aber stabil austarierten Gleichgewichts aller Natur:

Himmel, Erde, Meer und Luft, selbst die wirkende Natur,
Gleichen einer künstlichen aufgezogenen Wunder-Uhr.⁶

Nur den Toren kann es deshalb beunruhigen, den von der Astronomie mit immer subtileren Hilfsmitteln erkundeten Kosmos, „Dieser großen Creaturen / Glantz, Bewegung und Figuren, / Die sich wunderwürdig drehn / Und verändern, anzu-sehn!“⁷ Im Bild vom Kreislauf, der Gleichmaß und Ruhe in der Bewegung verspricht, bleibt auch er mit Metaphern räumlicher Stabilität zu erfassen: als „Dieser von den festen Sternen / Bloß allein umschrenckte Kreis“ und „der Sonnen Königreich“.⁸

Selbst das Feuer, das Brockes zeitgemäß mit der Phlogiston-Theorie in Verbindung bringt, ist ihm nur, anspielend auf die Areopagrede des Apostels Paulus, ein zeitgemäß naturwissenschaftliches Bild für „das Leben, ... Drin wir alle sind und schweben, ... Welches alle Ding' erfüllet, / Alles schmückt, erwärmt, ernährt, / Wodurch alles wird und währt“.⁹ Ein Feuer, das nährt und währt, das brennt, ohne sich zu verzehren – in diesem an Emanationstheorien geschulten Bild für den Schöpfergeist Gottes zeigt sich die Grenze, an die das metaphysische Stabilitätspostulat mit dem Fortschritt der naturwissenschaftlichen Reflexion geraten muss. In diesem naturwissenschaftlich transformierten religiösen Weltbild, das mit irgendeiner lutherischen Orthodoxie längst nicht mehr vereinbar ist, werden alle (so Brockes) „Zertrenn- und Fügungs-Kräfte“ als letztlich komplementär und einander stabilisierend begriffen.¹⁰ Aber die Anstrengung, die Bedrohung der Erfahrung unkontrollierbarer Dynamik, überhaupt offener Naturprozesse in Metaphern der Stabilität zu bannen, wird von Bild zu Bild deutlicher sichtbar.

Und in der Tat erzeugt die neue Dynamik der empirischen und experimentellen Naturwissenschaften bereits in Brockes' kosmologischen Gartenentzückungen selbst eine neue Art von naturwissenschaftlich-metaphysischer Beunruhigung. Die Lichtenberg'sche Frage: „Was leidet es für Abweichungen, wenn man gewisse Umstände ändert?“ stellt sich – selten, aber umso auffallender – bereits hier, in Brockes' so stabilem Gartenreich. In einem Gedicht über das von Newton kurz zuvor formulierte Gravitationsgesetz – mit seinem schönen, leider ausgestorbenen

Ausdruck: „die Schwehrde“ – fragt sich Brockes 1731, welche Abweichungen von der vorgefundenen Schöpfungsordnung sich wohl ergäben, wenn diese eine fundamentale Veränderung erführe: wenn beispielsweise die Schwerkraft auf einmal außer Kraft gesetzt würde. Was sich seiner nun nach naturwissenschaftlichen Regeln präzise imaginierenden Vorstellungskraft im Gedankenexperiment zeigt, sieht so aus, in Brockes'schen Konjunktiven:

Sonder Druck und sonder Schwehrde würd auch selbst das Feur nicht brennen,
Keine Flamme, Rauch, noch Wärm in die Höhe steigen können.
Wenn die Theilchen in der Lufft einmahl ausgedehnet wären,
Und sie von der obern Lufft Last und Schwehrde nicht gedrückt,
Und in sich getrieben würden; müste, was da lebt, erstickt,
Unvermeidlich untergehn: alle Fische müsten sterben,
Und, weil sie kein Wasser deckte, an der dünnen Lufft verderben ...
Würden niemahls feuchte Dünste, würde kein verdünnter Duft [: Dunst]
Jemahls in die Höhe steigen; folglich weder Thau noch Regen
Jemahls wieder fallen können: sondern alles wär' verbrannt [...]¹¹

Die Vorstellung eines Hitzetodes der Erde, die sich aus der hypothetischen Prämisse vom Wegfall der Schwerkraft mit unausweichlicher Folgerichtigkeit ergibt („folglich“) – sie fungiert hier freilich nur als Kontrast zu Bestätigung und Bekräftigung des Schöpferlobes, des Lobes eines Schöpfers, der die Stabilität eines wohlgeordneten Naturzustandes garantiert.

Die Brockes'schen Konjunktive sind darum in ihrer Gesamtheit als ein einziger und unmissverständlicher Irrealis zu lesen. *Dass* aber überhaupt ein derart konkreter Welt-Untergang vorstellbar geworden ist, der sich ohne jedes göttliche Eingreifen ereignete, der allein infolge von Veränderungen im dynamischen Gefüge des kosmischen Regelkreislaufs unfehlbar eintreten müsste: Das ist eine neuartige Vorstellung.

Aus derselben Dynamik heraus nun ergeben sich einige Jahrzehnte später im Aufklärungsjahrhundert die Gedankenexperimente der *Lichtenberg'schen* Konjunktive. Nur ist aus dem Irrealis als dem einzigen Modus, in dem Brockes sich 1731 eine fundamentale Störung des vom Schöpfer prästabilierten kosmischen Gleichgewichts vorstellen konnte, jetzt, um 1794, der *Potentialis* einer mit offenem Ausgang experimentierenden Naturwissenschaft geworden – einer Naturwissenschaft zudem, die ihre potenziell weltverändernde Kraft mittlerweile mehrfach und sensationell unter Beweis gestellt hat. Sie alle kennen die beiden Sätze, die ich meine und die doch bei jedem Lesen wieder etwas Erregendes haben: „Es wäre doch möglich, daß einmal unsere Chemiker auf ein Mittel gerieten unsere Luft plötzlich zu zersetzen, durch eine Art von Ferment. So könnte die Welt untergehen.“¹²

Diese Notiz formuliert keine kontrafaktische Vorstellung mehr mit dem Ziel eines umso glaubwürdigeren Ruhms der *stabilitas mundi*, sondern die aus einer prinzipiell denkbaren Prämisse folgerichtig abgeleitete Imagination einer globalen ökologischen Katastrophe. Denn möglich wäre dies ja in der Tat; nur dass ein mög-

liches Lösungswort wie ‚Fluorchlorkohlenwasserstoff‘ Lichtenberg noch nicht in den Sinn kam – zumal nicht kommen konnte, da sowohl diese Verbindung als auch ihr Name noch lange brauchen sollten, um entdeckt zu werden.

Welche Provokationskraft diese kleine Passage nicht erst unter uns Zeitzeugen anthropogener atmosphärischer Veränderungen globalen Ausmaßes, sondern schon unter Lichtenbergs Zeitgenossen auszulösen vermochte, wird bezeugt durch eine Lesespur an unerwarteter Stelle. 1807 lässt Jean Paul seinen frommen Feldprediger Schmelzle am Ende der Erzählung in der von 1800 bis 1806 erscheinenden Lichtenberg-Ausgabe blättern. Und unter all den vielen Notizen der Sudelbücher lässt er ihn just (und ausschließlich) auf diese Stelle stoßen. Mit seiner Ehefrau vom Jahrmarkt nach Hause zurückkehrend, findet sich Schmelzle „im Liebes-Rausch“:

„So gelangten wir beide liebend nach Hause; und ich hätte vielleicht zum schönen Tage noch den Nachsommer einer herrlichen Nachmitternacht erlebt, hätte mich nicht der Teufel über Lichtenbergs neunten Band, und zwar auf die 206te Seite geführt, wo dieses steht: ‚Es wäre doch möglich, daß einmal unsere Chemiker auf ein Mittel gerieten, unsere Luft plötzlich zu zersetzen durch eine Art von Ferment. So könnte die Welt untergehen.‘ Ach, ja wahrlich! Da die Erdkugel in der größern Luftkugel eingekapselt steckt: so erfinde bloß ein chemischer Spitzbube auf irgendeiner fernsten Spitzbubeninsel [gemeint sind die „Ladrones“, eine Inselgruppe im Pazifik] oder in Neuholland [dem australischen Kontinent] ein Zersetzungsmittel für die Luft, dem ähnlich, was etwa ein Feuerfunke für den Pulverkarren ist: in wenig Stunden packt mich und uns in Flätz der ungeheueren herschnaubenden Weltsturm bei der Gurgel, mein Atemholen und dergleichen ist in der Erstick-Luft vorbei und alles überhaupt – Die Erde ist ein großer Rabenstein [ein Richtplatz also], wo sogar das Vieh krepieret [...] im Welt-Schwaden, im Welt-Sterb [...]. Indes verbarg ich der treuen Seele jeden Todes-Nacht-Gedanken, da sie mich doch entweder nur schmerzlich nachempfunden oder gar lustig ausgelacht hätte“.¹³

Wie leicht zu bemerken, fügt Jean Paul dem sachlichen Gehalt der Lichtenberg’schen Notiz nichts hinzu, sondern paraphrasiert sie nur. Aber er demonstriert sehr anschaulich die affektiven Reaktionen, die das Gedankenspiel auszulösen vermag: eine Mischung aus rasch anwachsender Angst gegenüber einem Geschehen, das tatsächlich apokalyptische Ausmaße annehmen könnte, und der spöttisch-verlachenden Abwehrreaktion, die dieses alle Vorstellungskraft überfordernde Katastrophenszenarium spontan auslöst.

Lichtenberg selbst hat den einmal gefassten Gedanken einige Zeit später noch einmal aufgegriffen. Ließe sich, so fragt er im Sudelbuch L (wohl 1797/98), nicht zum Wohle der globalen Wirtschaft bewusst und zielstrebig mit chemischen Mitteln in die Zusammensetzung der Erdatmosphäre eingreifen, um eine globale Erwärmung zu erzeugen? Die Notiz lautet so:

„Eine der größten Entdeckungen für die Ökonomie wäre wenn man irgend

wohlfeiles Material erfände die Stickluft [d.i. den Stickstoffgehalt] der Atmosphäre zu zersetzen und so ihre Wärme freizumachen“. ¹⁴ Was bei Brockes als zwar hypothetisch allenfalls denkbare, aber unrealisierbare Vorstellung vom Wärmetod des Planeten erscheint – hier wird es zur pragmatischen Reflexion nicht in apokalyptischer, sondern vielmehr in aufgeklärt-fortschrittsoptimistischer Perspektive. Sonderlich beruhigend freilich klingt auch das in unseren postmodernen Ohren nicht.

*

Für die Angst des Feldpredigers Schmelzle gab es längst triftigere und näherliegende Gründe als die in der Vorstellung eines plötzlichen finalen Knalls kulminierende Phantasie vom Funken auf den Pulverkarren. Wenn der fromme Prediger nachdenkt über die Idee einer anthropogenen Apokalypse, über das von Menschen gemachte (und von Jean Paul mit diesem Neologismus bezeichnete) „Welt-Sterb“, dann liegt der Schwedischen Akademie bereits seit einem halben Jahrhundert der Bericht eines Reisenden vor, der bei genauerem Hinsehen nicht weniger schildert als eine *apocalypse now*, der Bericht nämlich von einer großindustriellen Naturzerstörung, die im Augenblick zwar noch regional begrenzt ist, deren Anblick hier aber eine globale Vision auslöst, von der Lichtenbergs Einfall nicht mehr sehr weit entfernt ist.

Carl Nilsson Linnaeus, der seit seiner Nobilitierung 1762 den vornehm französischen Namen Carl von Linné tragen durfte, wurde letztes Jahr anlässlich seines 300. Geburtstags weltweit gefeiert als Naturwissenschaftler: als Erfinder der binominalen Nomenklatur (und der Gliederung nach Reich, Klasse, Ordnung, Gattung, Art), dieses taxonomischen „Systema Naturae“, das er seit 1735 nach und nach für die Erfassung und Ordnung der Pflanzen entwickelte, dann auf die Tierwelt und schließlich sogar auf die mineralische Welt auszudehnen versuchte (bei der dann allerdings das Ordnungsprinzip der Fortpflanzungsformen sich als untauglich erwies). Dieses „Systema naturae“ erscheint auf den ersten Blick als ein in seiner Modellierung natürlicher Gleichgewichte durchaus rückwärts gewandtes Konzept, Inbegriff einer Stabilität, die durch nichts ernstlich zu stören ist. Als ein geradezu pathologischer Ordnungsfanatiker ist Linné denn auch in die europäische Kulturgeschichte eingegangen, auch in die Literatur: Enzensberger etwa hat ihn in seinem „Mausoleum“, diesen „Balladen aus der Geschichte des Fortschritts“, zum Schreckbild eines monströsen, inhumanen Rationalismus stilisiert, als einen Welt-Pedanten.¹⁵ Aber ausgerechnet dieser Zwangsneurotiker gilt doch in der Wissenschaftsgeschichte einmütig als, neben Buffon, Begründer einer „Ökologie“ im emphatischen Sinne, wenn auch nicht dem Begriff, so doch der Sache nach – eines Konzepts der Natur also als eines Ensembles integrierter Systeme, die in einer beständig neu austarierten, dynamischen Balance als Akteure eines offenen Prozesses erscheinen.¹⁶

Dass Linné daneben auch einer der großen und eigenwilligsten naturkundlichen Reiseschriftsteller der skandinavischen Literaturen gewesen ist, hat sich noch im-

mer nicht recht herumgesprochen. Liebhaber des Werks von H. C. Artmann wenigstens kennen den „Iter Lapponicum“ (die Schilderung der 1732 unternommenen Expedition), dessen eigenwillig aus Wissenschaftssprache und subjektiven Kommentaren gemischte Prosa Artmann unter dem Titel „Lappländische Reise“ in ein sehr reizvolles Deutsch gebracht hat.¹⁷ Der darauf folgende Bericht über Linnés Reise in die mittelschwedische Provinz Dalarna hingegen, der „Iter Dalekarlicum“, ist heute nur noch Fachleuten bekannt, ebenso wie sein kürzeres Seitenstück, der Bericht „Iter ad Fodinas & Officinas Metallicas Westmanniae & Dalekarliae“. 1734 verfasst, abermals für die Schwedische Akademie, ist er erst 1889 gedruckt worden. Für unsere Frage nach der Ausdifferenzierung ökologischer Denk- und Anschauungsformen in der Literatur ist dieses Buch eine erstrangige Quelle, und zwar in sehr viel weitläufigeren Zusammenhängen als der rührenden Bergmannsanekdote,¹⁸ die zudem auf ganz andern Wegen sich längst verbreitet hatte. So wie hier ist weder bei Haller noch bei Brockes von der Landschaft die Rede: „Ziegen findet man hier in Dalarna mehr, als man in irgendeiner anderen Provinz observiert hat. In Schonen ließen die Fassbinder sie abschaffen, und zwar deshalb, weil sie den jungen Hasel abfressen, so dass er nicht aufwachsen kann, aber hier nicht. Alle Bergreviere sollten sie verbieten, weil sie die kleinen Büsche abscheren“.¹⁹

Hier wird, am denkbar einfachen Fallbeispiel, ein auf nüchterner Empirie beruhendes ökologisches Denken sichtbar: Veränderbarkeit der Landschaft durch die Konkurrenz von viehwirtschaftlichen und Handwerksbetrieben und eine daraus abgeleitete Empfehlung für die umweltpolitischen Richtlinien der Provinz Dalarna.

Ganz entgegen dem Eindruck, den solche Notizen für sich genommen erwecken müssen, handelt es sich bei Linnés „Iter Dalekarlicum“ nicht anders als bei der vorangegangenen „Lappländischen Reise“ um einen literarisch durchgearbeiteten, ja ästhetisch ziemlich komplexen Text – und zwar *als* ein von naturwissenschaftlichem Erkenntnisinteresse geleiteter Bericht an eine Akademie.

Ich konzentriere mich in den folgenden Überlegungen allein auf diejenigen Passagen, die dem Aufenthalt in der mittelschwedischen Bergwerksstadt Falun gewidmet sind, in der die Reise 1733 beginnt und 1734 endet. Denn über Jahrhunderte ist diese Stadt das frühindustrielle Zentrum Nordeuropas gewesen. Die ökonomischen, vor allem aber die ökologischen und sozialen Verhältnisse, denen der reisende Ökologe hier in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts begegnet, sind denen beängstigend ähnlich, die auf breiter Front erst mehr als ein Jahrhundert später das Gesicht Europas verändern werden. Während im übrigen Nord- und Mitteleuropa agrarische und handwerkliche Produktionsweisen vorherrschen, lässt sich in Falun (und zwar in gewaltigeren Dimensionen als in anderen Bergwerksstädten) besichtigen, was man ohne Übertreibung frühe großindustrielle Bedingungen nennen kann – sozial: Abhängigkeit nicht nur einer Stadt, sondern einer Region, ja eines ganzen Landes von einem unermesslich mächtigen Industriebetrieb, Proletarisierung; ökologisch: gesundheitsgefährdende Arbeitsbedingungen,

Bodenvergiftung, Luftvergiftung, Baumsterben. Bäuerliche und handwerkliche Existenzen sind ganz und gar randständig geworden, dominiert vom Bergwerk und den ihm angeschlossenen Betrieben (wo zu dieser Zeit rund 1200 Menschen arbeiten): Im Falun des Jahres 1734 herrscht die Industrie restlos.

Das alles hat Linné gesehen und geschildert. Er hat es zu begreifen versucht im Rückgriff sowohl auf theologische Denkmuster, in denen er aufgewachsen ist, als auch im Rekurs auf seine neuen naturwissenschaftlichen Modellbildungen – und in *beiden* Hinsichten hat er es begriffen als ein im strikten Sinne *ökologisches* Problem. Ich zitiere eine längere Passage aus dem letzten Teil, in dem uns einige Elemente wiederbegegnen, die wir schon aus den Texten Hallers und Brockes' kennen – und doch in einer sehr neuartigen Kombination:

„17. August. Am Stadtrand lag die Grube von Falun, Schwedens größtes Wunder. Am Abend, als die Glocke 8 schlug, kam man zurück nach Falun hinein, von wo man 6 Wochen und 3 Tage fort gewesen war. [...] Als man ein kleines Stück vom Nachtquartier entfernt war, wurde ein starker Schwefelgeruch bemerkbar, den man schließlich westlich der Stadt Falun aufsteigen sah und der zur Stadt hin so stark wurde, dass er den hieran nicht Gewöhnten beinahe ersticken musste. –

Aus dieser Grube stieg ein beständiger Rauch herauf, welcher uns zusammen mit der Beschaffenheit der ganzen Grube verstehen lehrte, dass die Beschreibung der ganzen Hölle, die von *theologis* gegeben wird, um sich dem sicheren Menschen-Verstand zu *imprimieren*,²⁰ aus dieser oder ähnlichen Gruben entnommen ist. Niemals hat ein Poet den *Styx*, das *Regnum Subterraneum*²¹ und *Plutonis*²² oder ein *theologus* die Hölle so grauenhaft schildern können, wie es hier zu sehen ist. Denn draußen geht ein vergifteter, stechender Schwefelrauch herauf, der weit im Umkreis die Luft vergiftet, dass man nicht ohne Beschwerlichkeit hingelangen kann. Dieser zerfrisst die Erde, dass im Umkreis keine Kräuter wachsen.

Nahe darunter liegen unermesslich finstere, von der Sonne niemals beschienene *Concamerationen*,²³ erfüllt von Qualm, Staub und Hitze bis 450 Ellen Tiefe unter der schweren und harten Erde. In diese gehen über 1,200 *solifugi, olim ad metalla damnati*,²⁴ und gleich Teufeln schwarze Arbeiter, welche der Ruß und die Finsternis mit Rauch und Gestank auf allen Seiten umgeben. Die Wände sind dunkel vor Ruß, der Boden schlüpfrig von herumliegendem Gestein, die Gänge eng, ausgehöhlt wie von Maulwürfen, auf allen Seiten von scharfem *vitriolo veneris*²⁵ überkrustet, und die Decken triefen von korrosivem Vitriolwasser. Vor Erdeinbrüchen herrscht ständige Furcht, ohne jede *Speranz*²⁶ auf ein auch nur für eine Minute sicheres Leben, sie werden beim kleinsten Knacken befürchtet und, da *momento citius*²⁷ das Leben aller *verrecken* könnte, ohne *refugium*²⁸ für einen dieser Verdammten. Abgesehen davon weiß ich nicht, welche Bangigkeit einen unten an der Pforte zu diesem *regno*²⁹ überfällt, oder welche ungläubliche Sehnsucht danach, heraufzukommen. Die hier an-

wesenden *damnati*³⁰ gingen nackt bis zum Median³¹ und hielten vor den Mund einen wollenen Lappen, damit Rauch und Staub nicht gar zu voll eingesogen würden. Hier war keine Frist, einen reinen Atemzug zu nehmen, der Schweiß rann aus ihren Leibern wie Wasser aus einem Sack. Wie bald war hier nicht ein Schritt fehlgetan, hinab in die druntenliegenden unendlichen Abgründe, wie bald konnte nicht ein kleiner Stein auf deinen Kopf herabfallen, wie rasch konnte *den* nicht ein Schwindel ankommen, der da auf den nachgebenden Stiegen schwankte, die zu 2 à 3 aneinander befestigt waren. Aber so schwer und entsetzlich es ist, so fehlen doch niemals Arbeiter, sondern die Menschen suchen mit Force und größtem Eifer, hier Arbeit zu bekommen, damit das liebe Brot verdient werden kann, und bekommen doch nicht mehr, als hier berichtet ist. [...].

In Putbo stand der Kirschbaum in seiner vollsten Kraft mit der schönsten reifen Frucht, wie man sie andernorts in Dalarna nicht sah. [...] Nahe der Stadt wachsen keine fruchttragenden Bäume, denn der Kupferrauch verdirbt sie.“

Was auf den ersten Blick aussieht wie eine Aneinanderreihung von Tagebuchnotizen, erweist sich bei genauerem Hinsehen als sorgfältig auf eine Klimax hin komponierter, rhetorisch inszenierter Text. Absatz für Absatz, Schritt für Schritt werden die Leser näher herangeführt an die Gruben, vom ersten Riechen des Schwefelgeruchs über seine erstickende Nähe bis zum endlichen Sichtbarwerden des „starken Rauches“, dann hinein in die Gruben durch die „Beschwerlichkeiten“ des „vergifteten, stechenden Schwefelrauchs“ und hinab in die unermesslichen Tiefen und ihre höllischen Schrecken. Die dort lauenden Gefahren werden dem Leser durch das anaphorische „Wie bald ...“ unüberhörbar eingepreßt. Wiederholt und eindringlich werden „Angst“, „Furcht“, „Schwindel“, „Schrecken“, „Bangigkeit“, „Grauen“ beschworen. Die suggestive Schilderung des Schwefelgestanks bereitet das differenziert ausgemalte Höllen-Bild vor, das die gesamte Schilderung der Gruben beherrscht. In einer bemerkenswert komplexen Verschränkung mythisch-religiöser Bildfelder, die sich nicht mehr auf einfache Leitmetaphern reduzieren lassen, kombiniert es Motive biblischer Überlieferungen,³² antiker Mythologie und Literatur (die Toten im Hades, das „Regnum Plutonis“, die Unterweltreise des Odysseus), der Darstellung des im Wortsinne ‚satanischen‘ Bergwerks und seiner teuflischen Arbeiter im 1. Gesang von Miltons „Paradise Lost“³³ und vor allem des Danteschen „Inferno“, über dessen Tor die hier andeutend zitierte Inschrift mahnt: „Lasst, die ihr eintretet, alle Hoffnung fahren“. Im Schnittpunkt der in ihren religiösen Horizonten durchaus heterogenen Prätexte soll dem Leser das unbegreiflich Neuartige vorstellbar werden, das sich aller bisherigen Erfahrung entzieht. In unterirdischen Höhlen, in einer Nacht ohne Tag herrschen ewige Hitze und beständige Angst. Der todbringende Rauch eines nicht endenden Feuers steigt aus dieser Tiefe in die Welt der Lebenden herauf und der Schwefelgestank des Herrn der Unterwelt. Und diese Stätte des Schreckens ist Aufenthaltsort der schwarzen Teufeln gleichenden Verdammten.

Dreimal fällt dieses Wort, in lateinischer und in schwedischer Sprache: *dammati, fördömda, dammati*.

Nun ist aber *diese* Hölle – in signifikantem Unterschied zu den Bildern der biblisch-mythologischen Prätexte – kein in sich geschlossener Raum mehr, sondern steht im Austausch mit der sie umgebenden Welt. Zu ihren wesentlichen Attributen gehören ihre höllischen Ausdünstungen. Wie die Verdammten in ihrem Inneren „keinen reinen Atemzug nehmen“ können, so müssen auch draußen in der Stadt die „hieran nicht Gewöhnten ersticken“. Das aber tun die stadtnahen „fruchttragenden Bäume“, die „Pflanzen“, ja „die Erde“ selbst ganz unmetaphorisch-buchstäblich.

So konkret, so dokumentarisch genau Falun hier geschildert wird, so deutlich wandelt es sich schon im Laufe dieser Darstellung selbst zu einem *Bedeutungsraum*, der über sich hinausweist in religiöse Dimensionen. Vollends deutlich wird diese Überhöhung in jenem Text, der das Reisebuch beendet – genauer gesagt: die *beiden* Reiseberichte. Denn in seinem literarisch stilisierten Schlussgebet an den Weltenschöpfer kontrastiert Linné die Lappländische Reise in eine ungebändigte Natur hinein mit der Reise nach Falun, buchstäblich als einer Reise ins Herz der dalekarlischen Finsternis:

Dich großen Schöpfer und aller Dinge Bewahrer, der
uns in Lapplands Bergen so hoch hinaufkommen ließest
und in Faluns Grube – – so tief hinab,
mir in Lapplands Bergen *diem sine nocte* zeigtest
und in Faluns Grube – – *noctem sine die*,
mich in Lapplands Bergen dort sein ließest, wo die Kälte niemals endet
und in Faluns Grube – – wo die Hitze niemals endet,
mich in Lapplands Bergen auf einer Stelle in alle vier Zeiten der Welt blicken ließest
und in Faluns Grube – – dorthin wo keine der 4 Zeiten ist,
mich in Lappland unverletzt geführt hast in so vielen Lebensgefahren
und in Faluns Bergwerksdistrikt – – in Leibesbedrohung,
Lobe alles was Du geschaffen hast
vom Anfang bis zum Ende.

Die topographischen Extrempunkte der beiden Reisen werden in diesen fünf Verspaaren vollends überhöht zu religiös-symbolischen. Was in der Erinnerung an die Berge Lapplands zunächst geographisch konkret zu verstehen ist (hoch hinauf, Tag ohne Nacht, ewige Kälte, topographische Position), das wird in der jeweils folgenden Falun-Reminiszenz nicht nur *umgekehrt*, sondern auch *umgedeutet*: tief hinab, Nacht ohne Tag, niemals endende Hitze und kein Verstreichen der Zeit mehr: Auch das sind Beschreibungen der Grube – und zugleich sind es doch lauter Attribute einer heillosen Verdammnis, Beschreibungen der Hölle. Gerahmt aber werden sie noch immer, und zwar syntaktisch-buchstäblich, durch das physikotheologische Schöpferlob: „Dich großen Schöpfer und aller Dinge Bewahrer [...] Lobe alles was Du geschaffen hast“.

Das alles ist noch barocke Rhetorik. Und es ist doch mehr als das. Linnés Höl-
lenbilder und seine wie bei Brockes fromme Hinwendung zum Schöpfer-Gott for-
mulieren nicht lediglich das erschrockene Stoßgebet eines, der im Unbekannten
nur gottloses Teufelswerk wahrzunehmen vermag. Gewiss fungieren die religiösen
Vergleiche und Metaphern zunächst als rhetorisches Mittel einer affektiven Inten-
sivierung, auf der Suche nach größtmöglicher Anschaulichkeit des kaum Vorstell-
baren. Liest man dieselben Passagen aber im Kontext von Linnés zeitgenössischem
Werk, dann tritt ein semantisches Potenzial zutage, das am Schluss noch unsere
Aufmerksamkeit verdient.

Wie sich neue, aufklärerische Ordnungsmodelle und solche des Barocks in Lin-
nés Werk durchdringen können, das lässt sich an demjenigen Werk zeigen, das
seine vermeintlich rein metaphysische Bestimmung schon im Titel führt: der „Ne-
mesis Divina“. Der Titel bezeichnet eine Art Privat-Theologie, an deren Entfal-
tung Linné ein Leben lang gearbeitet hat. In ihr verbindet sich die physikotheolo-
gische Tradition mit dem antiken Nemesis-Mythos und schließlich denjenigen
Schriften der Bibel, die eine vergleichbare Weltauffassung formulieren – den alttes-
tamentlichen Weisheitsschriften mit ihrer Lehre vom Tun-Ergehens-Zusammen-
hang. Realisiert aber ist die „Nemesis Divina“ gar nicht als eine theologische Ab-
handlung, sondern als ein gewaltiger Zettelkasten. Auf den Zetteln stehen lauter
wahre Geschichten, alltägliche und sensationelle, die empirisch beweisen sollen,
dass diese Welt von einer gesetzhaft zu erfassenden göttlichen Nemesis regiert
wird, in einem System, das sich als dynamisches Gleichgewicht immer neu einstel-
len muss – und zwar in dieser Welt, nicht erst im Jenseits. Wo auch immer jemand
gegen die moralische Weltordnung verstößt, irgendwann, vielleicht viel später und
an ganz anderem Ort, fällt diese Störung als Nemesis zerstörend auf ihn selbst zu-
rück. Fast sein Leben lang hat Linné mit wahrhaft bürokratischer Besessenheit an
diesem seltsamen Werk gearbeitet.³⁴

In jüngerer Zeit haben Forschungsbeiträge zur wissenschaftsgeschichtlichen
und literarischen Position dieses Buches gezeigt, wie Linné hier balanciert zwi-
schen einer Physikotheologie, die der von Brockes repräsentierten nahesteht, und
einem ökologisch-dynamischen Denkmodell, das die Natur als prozessual und
dynamisch wahrnimmt, als fortwährender Veränderung unterworfen – und als von
Menschen auf nützliche oder verderbliche Weise veränderbar. So wie hier die in ih-
ren Elementen noch barocke Weltdeutung einer neuartigen Struktur ökologischer
Dynamisierung unterworfen wird, so beharrt umgekehrt die ökologische Kon-
zeptualisierung der Natur auf der religiösen Weltdeutung barocker und frühauf-
klärerischer Gelehrsamkeit: „Für Linné ist die *Oeconomia Naturae* mit der göttli-
chen Ökonomie identisch“, hat Wolf Lepenies formuliert – und das heißt, hier wie
bei Haller und Brockes: In ihr „drückt sich die von Gott geschaffene Weltordnung
in der Balance aller Wesen zueinander aus.“³⁵

Der *Terminus* von einer „Nemesis Divina“ erscheint bei Linné vermutlich zu-
erst 1747. Der *Sache* nach aber bereitet sich dieses Modell bereits in einem Entwurf
vor, der unter dem Titel „Diaeta naturalis“ entstanden ist – und zwar in eben jenen

Monaten, in denen Linné aus Falun zurückgekehrt war, im Jahr 1734. Mit anderen Worten: Auch *entstehungsgeschichtlich* liegt es nahe, die religiöse Metaphorik der Falun-Darstellungen Linnés zu verstehen als eine theologisch-moralische Deutung und Bewertung des ökologisch Beobachteten, mit dessen Hilfe der schockierende Einzelfall abstrahiert wird zum Weltmodell.

Höllisch ist das System Falun, dieser technisierte *locus horribilis*, weil es die göttliche Schöpfungsordnung verletzt – und zwar offenbar durch seine schieren Dimensionen.³⁶ Wie bei Brockes die zugleich physische und moralische Welt-Ordnung, so wird hier angesichts der unbegreiflichen Naturzerstörung die physische und moralische Welt-Unordnung in theologischen Bildern und Begriffen erfasst. In genau analogem Gegensatz zu Hallers und Brockes' Physikotheologie, und in einer auf ihre Weise ebenso literarisch durchgearbeiteten Darstellung, entwirft Linné gewissermaßen eine Höllenlehre der ökologischen Unordnung.

Und die fällt, dank der komplexen Empirie, die nun eben nicht nur individuelle Regelverstöße verzeichnet, sondern systemische Zusammenhänge, weitaus differenzierter und moderner aus als die moralökologischen Fallbeispiele der *Nemesis*. Die Hölle von Falun entsteht ja nicht aus einem individuellen Vergehen der im Bergwerk Arbeitenden, sondern aus einem industriellen System, dem sie alle unterworfen sind – „die Menschen suchen mit Force und größtem Eifer, hier Arbeit zu bekommen [...], und bekommen doch nicht mehr, als hier berichtet ist“. Dieses Ausbeutungssystem ebenso wie die von der Grube ausgehenden Dämpfe, die ringsum den Boden zerfressen, keine Pflanzen aufkommen lassen und die Obstbäume vernichten: Diese sozialen und biologischen Zerstörungen werden gleichermaßen wahrgenommen als Symptome ein- und derselben systemischen Fehlentwicklung, und sie werden mit derselben durchgängigen Metaphorik gedeutet.

Von dem Augenblick an, in dem zuerst die Natur als wandelbare wahrgenommen wird, in dem ihre ökologische Dynamik als offener Prozess in den Blick der Naturwissenschaftler wie der Naturdichter tritt, erweist sich die so verstandene Natur auch als eine von Menschen stör- und zerstörbare, womöglich als eine *unwiderruflich* zerstörbare. Von diesem Augenblick an werden Vorgänge denkbar, wie Brockes und Lichtenberg sie in ihren – mehr oder weniger utopischen – Gedankenexperimenten zuerst durchspielen und wie Linné sie in seiner narrativen Modellierung der Faluner Beobachtungen zum Modell einer Höllenwelt industrieller Naturzerstörung schauernd stilisiert.³⁷ Die Einsicht in die menschliche Möglichkeit, die als statisch ausbalanciertes System verstandene Natur großflächig zu verändern und zu zerstören, ja die Welt fundamental zu destabilisieren: In den lehrhaften Gedichten Albrecht von Hallers 1729 scheint sie noch undenkbar; bei Brockes (1731) wird sie zum Gedankenexperiment im Irrealis. Fast aufs Jahr genau um dieselbe Zeit artikuliert sie sich bei Linné als reale, praktische Schockerfahrung (1733/34) – und mit den religiösen Metaphern von Himmel und Hölle, die ihrerseits eine Art moralischer Ökologie voraussetzen, dämmert hier zum ersten Mal ahnungsweise die Gedankenassoziation einer globalen Ausweitung dessen herauf, was hier als höllische Wirklichkeit sichtbar geworden ist. Erst Lichtenberg wird

sie, zum schauernden Vergnügen Jean Pauls, gegen Ende des Jahrhunderts auf einen knapp pointierten Satz bringen: „So könnte die Welt untergehen.“

- 1 Albrecht von Haller: *Die Alpen und andere Gedichte*. Hrsg. v. Adalbert Elschenbroich. Stuttgart 1965, V. 215. 180. 317f. 67. 86. 409f.
- 2 Herrn B. H. Brockes [...] *Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Achter Theil*. Hamburg 1746, 107-111.
- 3 Herrn B. H. Brockes [...] *Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Zweyter Theil*. Hamburg 1727, 45.
- 4 Barthold Heinrich Brockes: *Irdisches Vergnügen in Gott. Naturlyrik und Lehrdichtung*. Ausgewählt u. hrsg. v. Hans-Georg Kemper. Stuttgart 1999, 108.
- 5 Herrn B. H. Brockes [...] *Landleben in Ritzebüttel, als des Irdischen Vergnügens in Gott Siebender Theil*. Hamburg 1743, 641-646 (Verse 17 f. und 24-27). Hervorhebung H. D.
- 6 Herrn B. H. Brockes [...] *Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten, Vierter Theil*. 3. Aufl. Hamburg 1745, 502. (Aus dem Gedicht: „Einige Naturkräfte, Gesetze und Eigenschaften, zu Ehren ihres allmächtigen Beherrschers, bey dem Jahres-Wechsel des 1731. Jahres betrachtet“.)
- 7 Herrn B. H. Brockes [...] *Irdisches Vergnügen in Gott, bestehend in Physicalisch- und Moralischen Gedichten*, [1. Teil]. 2. Aufl. Hamburg 1724, 126. (Aus dem Gedicht „Die Sonne“, Str. 59.)
- 8 Ebd. 123 (Str. 48).
- 9 Ebd. 349 („Das Feuer“, Str. 109).
- 10 Vgl. dazu Kempers Kommentar in seiner Auswahlsgabe (wie Anm. 4), 151.
- 11 Wie Anm. 6, 501.
- 12 K 334; zwischen 1793 und 1795?
- 13 Jean Paul: *Werke*. Hrsg. v. Norbert Miller u. Friedhelm Kemp, Bd. I, 6, 65 f.
- 14 L 816; wohl 1797/98.
- 15 Hans Magnus Enzensberger: *C. v. L. (1707-1778)*. In: Ders.: *Mausoleum. Siebenund-dreißig Balladen aus der Geschichte des Fortschritts*. Frankfurt a. M. 1975, 28-30.
- 16 Vgl. W. Tischlers Artikel *Ökologie 1. Biologie*. In: Joachim Ritter u. Karlfried Gründer (Hrsg.): *Historisches Wörterbuch der Philosophie*. Bd. 6. Basel, Stuttgart 1984, Sp. 1146f.
- 17 Carl von Linné: *Lappländische Reise*. Übers. v. H. C. Artmann. Frankfurt a. M. 1964 u. ö.
- 18 Die oft umgestaltete Geschichte vom verschütteten und wiedergefundenen Bergmann erwähnt Linné nur in einem kurzen Satz: „Ein Mann, der seit 47 Jahren in der Mine gelegen hat und von dem es hieß, dass er versteinert sei, ist jedoch nur überkru- stet oder zu einem Stalaktiten geworden.“ Als Linné die Mine besuchte, wurde der Leichnam in einem Glassarg gezeigt, aber später beerdigt; er ruht heute auf dem Friedhof zu Falun.
- 19 Ich zitiere hier und im Folgenden in meiner eigenen Übersetzung (von der Auszüge in der von Stefan Opitz und mir hrsg. Anthologie *Der nordische Rabe*, Zürich 1998, erschienen sind) nach der schwedischen Ausgabe: Carl von Linné, *Ungdomsresor. Med inledning av Knut Hagberg. Senare delen: Iter Dalekarlicum. Iter ad Exteros. Ny upplaga*, Stockholm 1929. In meiner Analyse des Textes greife ich passagenweise zurück auf meinen Aufsatz *Die ökologische Nemesis. Zu Carl von Linnés ‚Iter dalekarlicum‘*. In: DVJS 65, 1991, 593-608.

- 20 einzuprägen.
- 21 unterirdische Reich.
- 22 Plutos, des Gottes der Unterwelt.
- 23 Gewölbe.
- 24 Sonnenflüchtige, vormals zu (der Arbeit in) den Bergwerken Verdammte.
- 25 Kupfervitriol.
- 26 Hoffnung.
- 27 schneller als ein Augenblick.
- 28 Zuflucht.
- 29 Königreich.
- 30 Verdammten.
- 31 zur (Körper)mitte.
- 32 Etwa Lk 16, Mt 25, Apk 14 und andere.
- 33 I, 810-850.
- 34 Carl von Linné: *Nemesis Divina*. Nach der schwedischen Ausgabe v. Elis Malme-
ström u. Telemak Fredbärj hrsg. v. Wolf Lepenies u. Lars Gustafsson. Frankfurt a. M.
1983.
- 35 Wolf Lepenies: *Eine Moral aus irdischer Ordnungsliebe: Linnés „Nemesis Divina“*.
In: Carl von Linné, *Nemesis Divina*, 321-358, hier: 337. Vgl. die ausführlichen Über-
legungen und Textanalysen in Lutz Rühling: *Opfergänge der Vernunft. Zur Kon-
struktion von metaphysischem Sinn in Texten der skandinavischen Literaturen vom
Barock bis zur Postmoderne*. Göttingen 2002.
- 36 Linnés Schilderung des weit kleineren Kupferbergwerks im norwegischen Røros,
„eine ganz kleine Stadt“, im selben Reisebuch, fällt nicht nur kürzer aus, sondern ent-
behrt auch jeden Kommentars. – Das ist übrigens umso auffälliger, als Linné sich des
überragenden ökonomischen und fiskalischen Nutzens dieser Anlagen für die schwe-
dische Vormachtstellung in Nordeuropa dankbar bewusst ist.
- 37 Zugleich zeigt sich in Texten wie diesen wieder die Komplexität der keineswegs ein-
sinnigen Ausdifferenzierung ‚(natur-)wissenschaftlicher‘ und ‚literarischer‘ Felder
und Repräsentationsformen des Wissens, die sich im Übergang vom Spätbarock zur
Aufklärung vollzieht. Fungiert für Haller die Versform noch als ästhetisches Korrelat
‚erhabener‘ lehrhafter Gegenstände (nicht anders als in Abhandlungen wie Alexander
Popes *Essay on Man*), so wandelt sie sich bereits bei Brockes zum spezifischen Ort
subjektiver und emotionaler Selbstaussprache – Aussprache freilich eines exempla-
rischen, repräsentativen Selbst, die als solche zugleich einen ganz ungebrochenen
Anspruch auf lehrhafte Verbindlichkeit erhebt, in naturwissenschaftlicher wie in
theologischer Hinsicht. Lichtenbergs schriftliche Gedankenexperimente können als
Entwürfe zwar derzeit unmöglicher, aber prinzipiell denkbarer chemischer Versuchs-
anordnungen gelesen werden, aber auch als Skizzen narrativer Texte: „Man könnte
daraus eine artige Fabel machen“ (F 33) – wie Jean Pauls Adaptation ja bereits deutli-
cher erkennen lässt. (Zu dieser Kontinuität von naturwissenschaftlicher und literari-
scher Imagination bei Lichtenberg vgl. Albrecht Schöne: *Aufklärung aus dem Geist
der Experimentalphysik. Lichtenbergsche Konjunktive*. München 1982). Vollends
Linnés – doch im Auftrag einer wissenschaftlichen Akademie verfassten – Reisebe-
schreibungen vermögen die Grenzerfahrung der Faluner Verhältnisse offensichtlich
nur mit narrativen Verfahren zu bewältigen, wie sie bereits zu seiner Zeit streng ge-
nommen der schönen Literatur vorbehalten bleiben.

„I have been a littly busy in Psychology“
Lichtenberg und die Psychologie an der Georgia Augusta¹

1. Lichtenberg, ein „Vorläufer“ und „Wegbereiter“?

Fragt man nach Georg Christoph Lichtenbergs Verhältnis zur Psychologie, dann wird er vornehmlich als „Wegbereiter“, „Vorläufer“ und „Vorgänger“ einer späteren Psychologie charakterisiert. Der notorische „Selbstdenker“ (Mog 1988, 41) habe zu seiner Zeit auf Probleme aufmerksam gemacht, die erst mehr als hundert Jahre später die psychologische Wissenschaft beschäftigen sollten. So wurde Lichtenberg als Wegbereiter der Psychoanalyse und als Vorgänger Sigmund Freuds bezeichnet, weil er „Erkenntnisse und Grundbegriffe der tiefenpsychologischen Wissenschaft vorweggenommen“ habe (Rattner 1983, 7). Als Belege für diese Einschätzung werden meist Lichtenbergs Äußerungen über Traumerinnerungen, über die Aufdeckung unliebsamer Motive und über die Bedeutung der Sexualität angeführt. Wissenschaftsgeschichtlich ist eine solche „Vorläufer“-Bestimmung äußerst fragwürdig, da sie darauf verzichtet, ein historisches Phänomen im jeweiligen zeitlichen Kontext zu verstehen und oft noch nicht einmal einen direkten Einfluss auf spätere Entwicklungen nachweisen kann. So gehörte zwar Lichtenberg zu den Lieblingsautoren Freuds, der aber lediglich zahlreiche „Witze“ von ihm (Freud 1905) zitiert, Bemerkungen zu psychologischen Fragen jedoch nicht.

So kommt es, dass der „Wegbereiter der Psychologie“ Lichtenberg bisher weder in Beziehung zu seiner Göttinger akademischen Umgebung noch als anregender Ideenlieferant und beeinflussender Autor für spätere psychologische Konzepte untersucht worden ist.

2. Psychologie an der Georgia Augusta – erst im 19. Jahrhundert?

Psychologie an der Georgia Augusta? Seit wann gibt es eigentlich das „Fach“ oder die „Disziplin“ Psychologie an der Universität? Als 2004 der große Säkularkongress der Deutschen Gesellschaft für Psychologie in Göttingen gefeiert wurde, konnte man den Eindruck gewinnen, die Psychologie in Deutschland sei doch gerade mal hundert Jahre alt geworden.

Auch die Darstellungen lokaler Psychologiegeschichte orientieren sich gern an Gründungsdaten von wissenschaftlichen Gesellschaften, Instituten oder Fachzeitschriften, so auch die jüngste Veröffentlichung zur „Entwicklung der Psychologie an der Universität Göttingen“ (Duhm 1994). Hier beginnt die Psychologie nach

vorbereitenden theoretischen Gegenstands- und Positionsbestimmungen durch die Philosophen Johann Friedrich Herbart (in Göttingen: 1803-08 und 1833-1841) und Rudolf Hermann Lotze (in Göttingen: 1844-1880) als „eigenständige wissenschaftliche Disziplin“ und experimentell arbeitende Einzelwissenschaft erst um die Mitte des 19. Jahrhunderts. Die Entwicklung dieser neuen Disziplin kulminiert in der Gründung einer entsprechenden Institution, des „zweiten philosophischen Seminars für psychologische Forschungsarbeiten“ (des späteren Psychologischen Instituts) durch Georg Elias Müller (1850-1934) im Jahr 1887. Demnach beginnt die eigentliche Entwicklung der Psychologie in Göttingen erst anderthalb Jahrhunderte nach Gründung der Georgia Augusta.

Ist es nun nicht müßig, nach Lichtenbergs Verhältnis zur Psychologie seiner Zeit zu suchen, wenn es offenbar an der Göttinger Universität diese Disziplin im achtzehnten Jahrhundert noch nicht gegeben hat? Jedoch nur derjenige gelangt zu dieser „kurzen Geschichte“ (Ebbinghaus 1910, 9), der von der gegenwärtigen modernen Konzeption einer Wissenschaft und ihrer anerkannten Methoden ausgeht und nur eine empirisch-experimentell arbeitende, an den Naturwissenschaften orientierte Psychologie als Gegenstand der Psychologiegeschichte anerkennt. Sie entspricht einer Sichtweise, die von der Wissenschaftsgeschichte als „präsentistisch“ abgelehnt wird, weil hier gegenwärtige „moderne“ Begriffe in der Vergangenheit gesucht werden.

3. Psychologie in der Lehre 1734 bis 1800

3.1 Übersicht

Sinnvoller ist es deshalb, weder von den Institutionen noch präsentistisch von einem gegenwärtigen Konzept einer experimentellen Psychologie auszugehen, sondern die Geschichte der universitären Lehre näher zu untersuchen und damit dem Beispiel Goethes zu folgen, der von seinem Göttingen-Besuch 1801 berichtete: „ich ging die Lections-Katalogen vom Ursprung der Akademie sorgfältig durch, woraus man denn die Geschichte der Wissenschaften neuerer Zeit gar wohl abnehmen konnte“ (Goethe, WA I, 35, 107). Die Vorlesungsankündigungen zeigen nämlich deutlich, dass bereits im achtzehnten Jahrhundert die Psychologie zum regelmäßigen Lehrangebot gehörte. Von den acht Professoren, die bis 1800 in Göttingen über psychologische Themen gelesen haben, haben vier (Hollmann, Feder, Meiners und Hißmann) zur Psychologie publiziert, sodass wir an diesen Beispielen auch die Inhalte ihrer Psychologie-Konzeptionen näher bestimmen können. Diese vier waren es zugleich, die zu Lichtenberg in näherer Beziehung standen und ihm zeitweise freundschaftlich verbunden waren.

Nach einer Übersicht über das psychologische Lehrangebot im achtzehnten Jahrhundert werden wir näher auf die Psychologie-Konzeptionen eingehen, mit denen sich Lichtenberg offenbar auseinandergesetzt hat.

In den ersten siebzehn Jahren des Vorlesungsbetriebs an der Georgia Augusta war Samuel Christian Hollmann, der bereits 1734, drei Jahre vor der feierlichen In-

auguration der Universität, mit Vorlesungen begonnen hatte, der einzige, der Vorlesungen mit dem Titel „Pneumatologia“ oder „Psychologia“ anbot (bis 1787 insgesamt 28-mal). Von 1751 bis 1770 wurde von Andreas Weber regelmäßig „Psychologia empirica“ (vermutlich an Christian Wolffs Kompendium orientiert) gelesen (34-mal). Zwischen 1759 und 1765 trug Otto David Heinrich Becmann 13-mal „Cosmologie und Pneumatologie“ vor. Durch Johann Georg Heinrich Feder (ab 1768) und Christoph Meiners (ab 1773) wurde Psychologie schließlich bis zur Jahrhundertwende regelmäßig und gewichtig vertreten, wobei Feder seine Lehrveranstaltungen in der Regel nicht „Psychologie“ nannte, die philosophischen Vorlesungen und Seminare zur „Logik“ und „Metaphysik“ sowie zur „Moral“ und „Praktischen Philosophie“ aber sehr ausführlich psychologisch fundierte, wie man aus seinen Lehrbüchern sehen kann. Meiners dagegen las regelmäßig im Jahresturnus „Psychologie“ (38-mal).

Gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts beteiligte sich Michael Hißmann in seinen zwei Professoren-Jahren (1782–1784) an der Psychologie-Lehre, und Johann Gottlieb Buhle las (ab 1788) „Psychologie und Logik“ oder „Anthropologie und empirische Psychologie“ (7-mal; um die Jahrhundertwende mit dem Zusatz „in usum eorum, qui arti medicae student“). Über eine Psychologie-Vorlesung Buhles vom Sommer-Semester 1789 findet sich ein bewertender Bericht des „Universitäts-Bereisers“ Friedrich Gedike, der im Auftrag des preußischen Königs die deutschen Universitäten inspizierte: „Den jungen Prof. extraord. Buhle hörte ich über Psychologie lesen. Die Zahl der Zuhörer war freilich gar nicht groß, indem noch fast alles bei dem Hofrath Feder die Philosophie hört. [...] Sein Vortrag ist deutlich, fließend und munter. Nur schien mir zu wenig Mannigfaltigkeit und Abwechselung darin zu herrschen, das wichtigere ward nicht genug herausgehoben. Beispiele wurden zu selten angeführt u. s. w.“ (Gedike 1902, 25).

Last, but not least soll festgehalten werden, dass von Gottfried August Bürger, der seit 1784 Professor an der philosophischen Fakultät war, für das Wintersemester 1791/92 und für das von 1793/94 je eine Vorlesung „Psychologia empirica“ angekündigt wurde. Bürger starb allerdings im Frühjahr 1794, er hat vermutlich zumindest die letzte Psychologie-Vorlesung krankheitshalber nicht mehr halten können (s. Bw 4, Nr. 2341). Auch für andere Vorlesungen sind ähnliche Vorbehalte anzubringen: So berichtete Johann Heinrich Immanuel Lehmann in einem Brief an Kant (13. November 1799), die Philosophie in Göttingen sei so wenig gefragt, dass von Buhles Collegien gerade eines mit neun Hörern zustande gekommen sei (Kant 1902, 289).

Wenn die Lektionskataloge auch deutlich zeigen, dass psychologische Lehrveranstaltungen seit Gründung der Georgia Augusta, lange vor Johann Friedrich Herbarts Berufung (1833), regelmäßig angeboten wurden, so ist damit noch nichts über die Inhalte gesagt. Da uns Vorlesungsmanuskripte oder studentische Mitschriften zu diesen Veranstaltungen nicht überliefert sind, kann man nur versuchen, aus Lehrbüchern, Dissertationen und anderen einschlägigen Veröffentlichungen der Göttinger „Psychologen“ deren Psychologie zu rekonstruieren.

3.2 Samuel Christian Hollmann (1696-1787)

Es hat also im ersten Jahrhundert an der Georgia Augusta Psychologie sehr wohl gegeben. Ja, es ist sogar anzunehmen, dass die erste Vorlesung, mit der am 14. Oktober 1734 der Lehrbetrieb an der neuen Universität begann, bereits auf psychologische Fragen und Hypothesen einging. Samuel Christian Hollmann war der erste von auswärtigen Berufene, ein Philosoph; mit der Leibniz-Wolff'schen Lehre aufgewachsen, sich aber mehr und mehr kritisch davon distanzierend, las er über Logik, Metaphysik und Praktische Philosophie, später auch über Physik. Hollmann hatte schon 1722/23 in Wittenberg und in Greifswald bei Promotionen mit psychologischer Thematik präsiert. Die dazu verfassten Dissertationsprogramme zum Thema „De stupendo naturae mysterio anima humana sibi ipsi ignota“, die Hollmann 1750 in Göttingen erneut drucken ließ, setzten sich mit dem cartesischen Dualismus der zwei Substanzen (*res extensa* und *res cogitans*) und mit der Frage nach der Einheit von immaterieller, denkender Seele und materiellem Körper auseinander. „Über das staunenswerte Geheimnis der Natur, daß die menschliche Seele sich selbst unbekannt ist“, so übersetzt Konrad Cramer, der diese frühe Arbeit Hollmanns erstmals ausführlich würdigte (1988, 115 ff.), den Titel. Hollmann weist nach, dass die Seele mit sich selbst keineswegs *per se* bekannter ist als mit dem von ihr selbst unterschiedenen Körper. Die Seele kann ihre eigene Existenz und Funktionsweise erst durch schlussfolgernde Vergewisserungen *a posteriori* erfahren. Weiterhin weiß die Seele nicht, wo sie sich im Körper befindet, wie sie mit dem Körper verbunden ist, worin das Bindeglied (*vinculum*) besteht, wie sie den Körper nach ihrem Willen bewegen kann, und sie hat „kein unmittelbares Wissen darüber, daß sie empfindet [...], und wie sie empfindet“ (Cramer 1988, 122).

Bei Lichtenberg findet sich im Heft D (Nr. 470; SB 1, 302) eine Bemerkung, die dieser These Hollmanns recht genau entspricht: „Es wäre ein Tier möglich das seinen Körper nicht übersehen könnte, so wie unsere Seele sich nicht deutlich begreifen kann ob sie gleich weiß, daß sie da ist. Der Materialist findet die Gründe zu schwach, womit man die Existenz der Seele beweisen will, der Idealist findet die andern wieder schwach.“

Hollmanns Beiträge zur Psychologie führen den begriffssystematischen Ansatz Christian Wolffs weiter, sie bedienen sich kritischer Reflexion und Spekulation und konzentrieren sich auf die klassischen Probleme einer rationalen Psychologie: auf das „*commercium*“ oder die „Harmonie“ von Seele und Körper (Hollmann 1724), auf die Frage nach dem Wesen der Seele und des Geistes und nach deren Unsterblichkeit.

Hollmann wurde – wie auch andere Göttinger „Psychologen“ des achtzehnten Jahrhunderts, wie Feder und Meiners – schon früh als „Eklektiker“ bezeichnet (Carus, 1808, 569; Holzhey, 1983). Er unterteilte die theoretische Philosophie in Physik und Pneumatologie oder Körper- und Geisterlehre, wobei in der Pneumatologie Psychologie und natürliche Theologie zusammengefasst werden

(Hollmann 1780). Neben dieser, von Hollmann in öffentlichen Vorlesungen vorgetragene „philosophischen Encyclopädie“ „erklärte er 1) alle halbe Jahre die Physik, gemeinlich den ersten Theil im Winter um 1., den andern im Sommer um 2., sodann abwechselnd bald 2) die Logik, bald 3) die Metaphysik, oder 4) die Moral, wie auch 5) das Recht der Natur“ (Pütter 1765, 168).

Bereits in der Pütter'schen „Gelehrten-geschichte“ (1765, 296) wird erwähnt, dass „die empyrische Psychologie in öffentlichen Lehrstunden bisweilen [...] vom Prof. Weber [, dem Wolffianer Andreas W.; vgl. Feder 1825, 71] [...] vorgetragen“ wird.

Schon bald nach Aufnahme des Lehrbetriebs (1734) veranlasst der „Schöpfer“ der Universität, Gerlach Adolph Freiherr von Münchhausen, eine „Evaluation“: 1736 beurteilte ein geheimer Abgesandter (Dr. Johann Ludwig Uhl) die Professoren: „Der Herr Hollmann hat ein treffliches Mundwerk gehabt, aber seine Sachen waren nicht solide“ (Ebel, 1975, 8), heißt es in dem Bericht.

Ein häufig reproduziertes Porträt Hollmanns zeigt ihn mit Mikroskop und Barometer; es stammt offenbar aus späteren Jahren, denn gegen Ende seiner Göttinger Tätigkeit (1734-1768) konzentrierte sich Hollmanns Lehre mehr und mehr auf die Physik, und hier war er auch der Lehrer Georg Christoph Lichtenbergs, der seit Sommer 1763 in Göttingen studierte. Als Nachfolger Johann Polykarp Erxlebens übernahm Lichtenberg, der seit 1770 außerordentlicher Professor für Philosophie war, die Vorlesungen über Experimentalphysik.

Lichtenberg nennt Hollmann einen „bey allen seinen Fehlern ehrlichen und geschickten Mann [...]“ (Bw 1, Nr. 338, 642), bemerkt aber andererseits in einem Brief an Deluc: „Mr. Hollmann has very few friends here. His rather violent temper has made him speak the truth at improper times and places“ (Bw 1, Nr. 402, 726). Nach Hollmanns Tod im 91. Lebensjahr schreibt er: „was für ein Alter für einen höchst ärgerlichen eigensinnigen Mann!“ (Bw 3, Nr. 1550, 447) und erinnert sich des lebhaften Mienenspiels seines Lehrers und Kollegen, das er in einem Brief an Johann Friedrich Blumenbach in Anlehnung an Hogarth skizziert (Bw 3, Nr. 1559, 456/57).

3.3 Johann Georg Heinrich Feder (1740-1821)

Hollmann lehrte zwar, bis er 88 wurde, aber vornehmlich Physik, sodass für die Philosophie eine neue Professur zu besetzen war. Johann Georg Heinrich Feder hatte sich als Gymnasiallehrer in Coburg 1767 mit einem „Grundriß der Philosophischen Wissenschaften nebst der nöthigen Geschichte“ (2. Aufl. 1769), den er den Göttinger Kollegen Hollmann und Abraham Gotthelf Kästner absichtsvoll zuschickte, für diese Aufgabe empfohlen (Feder 1825, 61) und wurde 1768 nach Göttingen berufen. In diesem „Grundriß“ zitiert er nicht nur Hollmann (351 u. a.), sondern lässt erkennen, dass er die Psychologie für sehr wichtig hält: „Psychologische Beobachtungen“ sind „besonders in der Logik und in der praktischen Philosophie“ anzuwenden (117 f.). Besonders ausführlich geht Feder auf das Thema sei-

nes späteren Hauptwerks („Untersuchungen über den menschlichen Willen“) ein (231 f.), indem er die Praktische Philosophie auf der Grundlage einer Psychologie des menschlichen Antriebs aufbaut.

In seiner Göttinger Antrittsvorlesung propagiert Feder die Ablösung des philosophischen Zeitalters durch Psychologie und Belletristik (Jaeger 1988, 166; Batscha 1989, 62; Wundt 1964, 290 f.). In den beiden mehrfach aufgelegten Kompendien, die Feder für seine jeweils fünf- bis sechsständigen Göttinger Standard-Vorlesungen schreibt („Logik und Metaphysik“, 4. Aufl. 1774; „Lehrbuch der praktischen Philosophie“, 4. Aufl. 1776) arbeitet Feder diese psychologische Grundlage weiter aus. Das „Lehrbuch der praktischen Philosophie“ heißt ab 1782 „Grundlehren zur Kenntnis des menschlichen Willens und der natürlichen Gesetze des Rechtsverhaltens“; durch diesen Titel wird die psychologische Komponente noch stärker betont. In den Jahren 1779 bis 1793 bringt Feder schließlich sein vierbändiges Hauptwerk heraus („Untersuchungen über den menschlichen Willen, dessen Naturtriebe, Veränderlichkeit, Verhältniß zur Tugend und Glückseligkeit und die Grundregeln, die menschlichen Gemüther zu erkennen und zu regieren“, so der ausführliche Titel des ersten Teils, 1779), das mit einer Antriebs- und Motivationslehre (Teil 1), einer differenziellen Psychologie (Teil 2, 1782), einer Naturrechtslehre (Teil 3, 2. Aufl. 1792) und schließlich einer Temperaments- und Umgangslehre (Teil 4, 1793) sich auf eine Fülle von psychologischen Themen und Problemen erstreckt. 1784 schrieb Feder für das „Magazin zur Erfahrungsseelenkunde“ (2. Bd., 2. St., 83-99) eine Fallgeschichte.

Feders psychologisches Lebensthema war die Willens- und Antriebslehre, auf die er seine „Practische Philosophie“ aufbaute. Lichtenberg besaß die teils umfangreichen Werke dazu und es ist anzunehmen, dass er sich auch mit dem Autor darüber unterhielt. Lichtenberg lässt allerdings nicht erkennen, dass Feders Lehren seine eigenen Erkenntnisse bestätigt oder bereichert haben. Es ist eher zu vermuten, dass sie ihn enttäuschten:

„Newton hat die Farben zu scheiden gewußt, wie wird der Psycholog heißen, der uns sagen wird woraus die Ursachen unserer Handlungen zusammengesetzt sind?“ (C 303, SB 1, 213).

Feder ist in der Wissenschaftsgeschichte unrühmlich bekannt geworden durch seine Bearbeitung und Veröffentlichung einer Rezension über Kants „Kritik der reinen Vernunft“ (1781), die Christian Garve entworfen, aber nicht abgeschlossen hatte. Das darin deutlich werdende Unverständnis und die Gegnerschaft zur kritischen Philosophie sollten zum Charakteristikum der Göttinger Philosophie des späten achtzehnten Jahrhunderts werden. Wie Hollmann als Opponent von Leibniz und Wolff, so wurden Feder und später Meiners als Gegner Kants wahrgenommen. Mackensen, der anonyme Verfasser des „Letzten Wortes über Göttingen und seine Lehrer“ (1791, 58 f.) stellt Feders Philosophie der Kantischen gegenüber, er hält sie zwar für die „ächte Philosophie“, sieht aber die Zeit kommen, „wo man anfangen wird, seine (Feders) Schriften unter die altmodigen zu zählen“. 1797 verlässt Feder Göttingen, um als Direktor des hannoverschen königlichen Pageninsti-